

Pioniere in einer neuen Zeit

Zum Bedeutungswandel von Kindheit

Thomas Marti



Margaret Mead (1901-1978)

Aus der Hand der amerikanischen Kultur-anthropologin Margaret Mead liegt eine Neuauflage eines Buches¹ vor, das auch dreißig Jahre nach seiner Erstveröffentlichung noch aktuell und von besonderem Interesse ist. Es handelt sich um den Titel

»Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild«. Margaret Mead (1901-1978) beschreibt darin den Wandel der Kulturen und die Stellung, die den einzelnen Generationen, namentlich den Kindern und Jugendlichen, in den jeweiligen Gesellschaften zukommt. Nach mehr als 50 Jahren forschender Feldarbeit zur Kulturanthropologie v.a. im süd-pazifischen Raum, wie auch als aufgeschlossene und engagierte Zeitgenossin war Margaret Mead besonders prädestiniert, den geschichtlichen Wandel, dem die verschiedensten Kulturen unterworfen sind, zu beschreiben und einen Bezug zu unserer gegenwärtigen Zivilisation herzustellen.²

Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbezug

- 1 Mead, M. (1970): Culture and Commitment. A Study of the Generation Gap. London 1970. Dtsch. Neuauflage 2000 im Verlag Dietmar Klotz, Eschborn
- 2 M. Mead ist ins Kreuzfeuer wissenschaftlicher Kritik geraten, und zwar im Wesentlichen aus folgenden Gründen: Hauptsächlich Derek Freeman warf M. Mead vor, ihre Untersuchungen auf Samoa nicht gründlich genug und mit ideologischer Voreingenommenheit betrieben zu haben. Sie hätte dadurch einen Mythos von der Friedfertigkeit der Naturvölker aufgebaut. Auf diesen Punkt konzentriert sich auch die Hauptkritik: M. Mead wurde vorgehalten, einen extremen Kulturdeterminismus zu vertreten, sie hätte den Menschen einseitig von den kulturellen Gegebenheiten geprägt dargestellt und seine biologisch-genetische Bedingtheit ausgeblendet. Sie hätte dadurch, wie der Verhaltensforscher I. Eibl-Eibesfeldt im Vorwort zu Freemans Buch bemerkte, den liberalistischen Vorstellungen zur Erziehung der amerikanischen Jugend Vorschub geleistet (freie Sexualität, Gleichheit der Geschlechter, Friedfertigkeit des Menschen etc.). Die Kritik an M. Mead kommt also zur Hauptsache aus dem darwinistischen Lager und ist im ideologischen Spannungsfeld der Frage »Anlage oder Umwelt?« angesiedelt (Weiteres siehe: Freeman, D. [1983]: Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker. München). – Für die vorliegende Darstellung des letzten Buches von Mead scheint mir diese Kritik jedoch nicht relevant.

Mead charakterisiert drei Kulturformen, die sich im Wesentlichen durch ihre Orientierung entweder an der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft unterscheiden:

1. Die *postfigurative* Kultur ist vergangenheitsbestimmt und konservativ, die Alten dominieren in der Gesellschaft und sind Gewähr dafür, dass das Bisherige erhalten und bewahrt bleibt. Kinder, Jugendliche und die Erwachsenen lernen, was die Alten vorleben, sie orientieren sich an deren Vergangenheit. Treue, Pflicht und Beständigkeit sind die geforderten Tugenden.
2. Die *kofigurative* Kultur wird bestimmt durch die Werte, die in der fortpflanzungsfähigen, erwerbstätigen und leistungsstarken Eltern- bzw. Erwachsenengeneration vorherrschen. Das Lernen findet unter Ebenbürtigen statt. Die Orientierung an den jeweils gegenwärtigen Notwendigkeiten ist kulturbestimmend. Diese Kulturform ist in einem gewissen Sinn opportunistisch und verlangt Flexibilität und Anpassungsfähigkeit.
3. In der *präfigurativen* Kultur lernen die Alten und Erwachsenen von den Jugendlichen. Die Kultur befindet sich in einer Pioniersituation, in welcher unbekannt ist, was das Neue sein wird. Es gibt kein gültiges Vorbild mehr, an das man sich mit Sicherheit halten könnte. Alle müssen sich mit Fähigkeiten ausrüsten, die zukunfts offen sind.

Die Vergangenheit – Postfigurative Kulturen

»In einer postfigurativen Kultur³ geht Wandel so langsam und unmerklich vonstatten, dass Großeltern sich für ihre neugeborenen Enkel keine andere Zukunft vorstellen können als ihre eigene Vergangenheit. Die Vergangenheit der Eltern ist die Zukunft einer jeden neuen Generation; ihr Leben bildet den Grundplan. Die Zukunft der Kinder wird so gestaltet, dass sie nach dem Abschluss ihrer Kindheit das erleben werden, was die Vorfahren nach Abschluss ihrer Kindheit erlebt haben« (27).

»Indem die Älteren dem Kind gegenüber ausdrückten, wie sich sein Schicksal gestalten müsste, weil es im Speziellen wie im Spezifischen Kind ihres Fleisches und Geistes, ihres Landes und ihrer Tradition sei, wurde dem Kind grundlegende Lernerfahrung so früh, so unartikuliert und mit solcher Gewissheit vermittelt, dass sein Begriff von der eigenen Identität und dem künftigen persönlichen Geschick bald nahezu unumstößlich feststand« (27).

Das Individuelle hatte keine Bedeutung, nur die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, ihrer Tradition und Geschichte. »Die Antworten auf die Frage: *Wer bin ich? Was macht eigentlich mein Leben als Mitglied meiner Kultur aus? Wie spreche ich, wie bewege ich mich, wie esse ich, wie schlafe und liebe ich, wie verdiene ich meinen Lebensunterhalt, wie werde ich Vater oder Mutter, wie stelle ich mich zum Tod?* werden als vorbestimmt erfahren« (32).

»Der Prototyp der postfigurativen Kultur ist die isolierte primitive Kultur, die Kultur, deren Vergangenheitsgeschichte nur in den Erinnerungen ihrer Mitglieder lebendig

3 Wo nichts weiteres angegeben ist, stammen die Zitate aus dem genannten Buch (mit Seitenanga-

bleibt« (48).

Wir brauchen zur Illustration nicht nach vergangenen steinzeitlichen Kulturen zu suchen, wir finden Relikte davon auch in unserer Gegenwart. Sie sind überall da verkörpert, wo festgelegte Rituale und unberührbare Autoritäten (meist die Ältesten) dafür sorgen, dass die Traditionen und das Lehrgut erhalten und allfälliger Wandel ausgeschlossen bleibt. Dies ist der Fall in vielen religiösen Sekten, in esoterischen Logen, in der katholischen und orthodoxen Kirche, in den meisten noch existierenden Monarchien, in vielen Zünften, Jagd- und Schützenvereinen, in akademischen Verbindungen ...

»Mangel an Zweifel und Mangel an Bewusstheit [scheinen] für die Erhaltung einer postfigurativen Kultur entscheidend zu sein« (57).

Die Gegenwart – Kofigurative Kulturen

»Eine kofigurative Kultur ist eine Kultur, in der die Mitglieder der Gesellschaft ihr Verhalten nach dem Vorbild der Zeitgenossen ausrichten« (61). Am Vorbild der ebenbürtigen Zeitgenossen ergibt sich, was Trend und Mode ist und einer »Forderung der Zeit« entspricht. Aktualität und stetiger Wandel sind prägend. Das Mit-der-Zeit-Gehen ist die Losung. Zukunft ist die Vorstellung von verbesserter Gegenwart. Das Gegenwärtige hat jeweils nur für kurze Zeit Bestand, der stetige Wandel ist die einzige Konstante.

»Kofiguration findet ihre Ansätze in einem Bruch im postfigurativen System. Die verschiedensten Umstände können einen solchen Bruch herbeiführen« (62) – es sind Umstände, die wie Naturereignisse einbrechen: Kriege, Katastrophen, wirtschaftliche Krisen, ethnische Vertreibungen, neue Formen der technischen Entwicklung, – alles Situationen, die den bestimmenden Einfluss der Alten zunichte machen, weil sich diese unter den veränderten Gegebenheiten nicht mehr zurechtfinden. Die Alten kommen sich wie Immigranten in einem neuen Land vor und finden sich da als Fremde wieder. Ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Macht sind bedeutungslos geworden.

Nicht mehr Treue, Pflicht und Beständigkeit sind gefordert, sondern Anpassungsfähigkeit und Opportunismus, Mobilität und Flexibilität. Es ist dabei nicht zu verkennen, dass die kofigurative Gesellschaft an einer gewissen Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit leidet. Vertiefung ist kaum möglich, wenn unklar bleibt, ob das Heutige morgen noch gilt.

Typisch für die kofigurative Gesellschaft ist eine stärkere Schichtung der Generationen: Kinder lernen vermehrt von Kindern, Jugendliche von Jugendlichen (Cliquen und Peergroups), die Erwachsenen von Ebenbürtigen (Berufsverbände, politische Parteien, Arbeitsteams und Kollegien usw.) und die Alten von den Alten (Seniorenclubs). Im »vertikalen« Lernen allerdings bestimmen weitgehend die Angehörigen der leistungsstarken Generation, also der Erwachsenen, was Gültigkeit hat und wo die gesellschaftlichen Toleranzgrenzen liegen.

Die Erwachsenen sind tonangebend und bestimmen, was z.B. aus dem Verhalten der Jugendlichen akzeptabel ist und was nicht. Das ist auch dann der Fall, wenn Erwachsene gewisse Elemente von »Jugendkultur« assimilieren und beispielsweise Modestile, Sprachjargons, Freizeitgewohnheiten u.a. von den Jugendlichen übernehmen, vielleicht sogar

kommerzialisieren und in die eigenen Marktmechanismen einbauen. Erst dadurch wird »Jugendkultur« salon- oder gesellschaftsfähig.

Wie in den postfigurativen Gesellschaften gibt es auch in der kofigurativen bestimmte Rituale, die den Bestand des Gültigen sichern. In der Arbeitswelt sind es das Qualifikations-, Beförderungs- und Entlohnungswesen innerhalb einer klaren Hierarchie, welche als Anreize dienen, die Leistungsbereitschaft der Einzelnen auf Bahnen zu lenken, die dem momentanen Interesse der Firma oder der Organisation dienen. Im Bildungs- und Erziehungssystem ist es das Berechtigungswesen, welches Analoges bezweckt: Akademische Titel, Diplome, Zertifikate, Eintritts-, Zwischen- und Abschlussprüfungen, die Selektion, die Reglements und Lehrpläne sowie die verbindlich erklärten Lehrmittel sichern den Erfolg oder weisen ihn aus. Wer Eingang in die Erwachsenenwelt, hier die »Weihe« und einen bestimmten Status erreichen will, muss sich den Verhaltens- und Leistungsnormen unterziehen, die hier und jetzt gelten. Das *Individuelle* hat nur insofern eine Bedeutung, als es in die kofigurativen Strukturen der Erwachsenenwelt passt.

Der Wandel in der kofigurativen Kultur wird als Fortschritt empfunden. In Wirklichkeit wird aber meist nur das Bisherige verbessert oder effizienter organisiert. Die wirtschaftliche Globalisierung beispielsweise ist nicht neu; anders als bisher ist nur, dass sich die Freie Marktwirtschaft jetzt, nach dem Fall des Eisernen Vorhanges, ungehindert und weltweit etablieren kann. Das Programm bleibt dabei das alte. Ähnlich ist es mit den neuen Informations- und Kommunikationsmitteln: Technisch liegen unbestreitbare Fortschritte vor, gesellschaftlich jedoch verbessert sich nur die kofigurative Leistungsfähigkeit; ebenbürtige Zeitgenossen kommunizieren schneller und angeblich effizienter miteinander, und das Lernen ist immer auf dem aktuellsten Stand der Zeit. Die kofigurative Gesellschaft reproduziert sich selbst.

Die Zukunft – Präfigurative Kulturen

Ähnlich wie die kofigurativen Gesellschaften auf einem Bruch zur vorangehenden, so basiert auch die präfigurative Kultur auf Einbrüchen, die von der herrschenden Generation nicht mehr bewältigt werden können. Der ständige Wandel erreicht ein Tempo und eine Dimension, welche die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der Erwachsenen überfordert. Denn das Neue ist unbekannt und noch unbetreten. Dies erzeugt zunächst Angst, bewirkt eine ständige Suche nach Sicherheit und vielfach eine Flucht nach vorn. Mitmachen gilt als einzige Rettung. Erwachsene, die mit der Entwicklung nicht mehr Schritt halten können, fühlen sich ständig gestresst und überfordert. Ausbrennen und Krankwerden gehören zu den negativen Symptomen, die andeuten, dass die kofigurative Gesellschaft an ihre Existenzgrenzen gelangt ist. Die bisherigen Konzepte haben ausgedient und müssen zukunfts offenen Ideen weichen.

Alle erwachsenen Angehörigen der Gesellschaft »gleichen Einwanderern, die als Pioniere in das neue Land zogen, ohne auch nur im geringsten zu wissen, welche Anforderungen die neuen Lebensumstände an sie stellen würden« (104). »Wir sind Einwanderer in die Zeit, die ihre vertraute Welt hinter sich ließen, um in einer neuen Ära unter völlig anderen Bedingungen zu leben, als sie bisher an der Tagesordnung waren« (107).

Weder die Vergangenheit noch die Gegenwart geben durch Vorbilder die nötige Sicherheit und Orientierung, und deshalb sind nicht mehr Flexibilität und Anpassungsfähigkeit im Rahmen des Bestehenden gefragt, vielmehr sind Zukunftsoffenheit, d.h. Phantasie, Intuition, Mut und Pioniergeist vonnöten, um vor den neuen Herausforderungen zu bestehen. Das ist die Situation des neugeborenen Kindes.

Mead sieht die präfigurative Kultur wie ein Samenkorn, das gerade am Aufkeimen ist, verletzlich und zukunfts offen: »Meines Erachtens steht die Entwicklung einer neuen Kulturart dicht bevor. [...] Das Kommende in dieser neuen Kultur wird vom Kind und nicht mehr von Eltern und Großeltern repräsentiert werden. Statt des aufrechten Alten im Silberhaar, der in der postfigurativen Kultur Vergangenheit und Zukunft in all ihrer Größe und Kontinuität vertrat, muss das ungeborene, das bereits empfangene, aber noch im Mutterleib ruhende Kind zum Symbol des zukünftigen Lebens werden. Es ist ein Kind, dessen Geschlecht, äußeres Erscheinungsbild und Fähigkeiten noch unbekannt sind. Mag es geniale Anlagen haben, mag es ein schwer geschädigtes armes Wesen sein – in jedem Falle bedarf es einer einfühlsamen, neuernenden und selbstlosen Fürsorge, wie wir sie heute noch nicht annähernd praktizieren« (121).

Die präfigurative Kultur ist eine offene, unbekannte Kultur. Entsprechend sind die Formulierungen Meads vorsichtig und tastend. Es wird freilich deutlich, dass die Autorin stark unter dem Eindruck der Ereignisse der 60er- und 70er-Jahre stand. Damals setzte sich mit dem Aufruf Rachel Carsons (»Der stumme Frühling«) die grüne Bewegung gegen die Umweltzerstörung in Gang, es tobte der Vietnam-Krieg, und unter der Fahne von *flower power* breitete sich weltweit der Pazifismus aus. Die Jugendlichen nahmen sich Revolutionäre wie Che Guevara oder Mao-tse-tung zu ihren Vorbildern, sie orientierten sich an den Existenzialisten wie einem Albert Camus oder Jean-Paul Sartre, sie solidarisierten sich mit den Dissidenten im Ostblock und kämpften auf den Straßen und in den Schulen mit marxistischen Parolen gegen das bourgeoise Establishment. In der Tschechoslowakei wurde der Prager Frühling durch den Einmarsch der Sowjettruppen niedergeschlagen, die Dritte Welt wurde zum Thema und die bürgerliche Entwicklungspolitik geriet ins Kreuzfeuer der APO (Außerparlamentarische Opposition), und in den USA erhoben sich unter der Führung von Martin Luther King die Schwarzen und kämpften für ihre Rechte. In allen offenen Gesellschaften gründeten sich jugendliche Subkulturen, in denen Beat- und Popmusik, Bewusstseinsweiterung durch LSD, das *Make-peace-not-war* und die freie Liebe praktiziert und kultiviert wurden. Etwas später trat die AKW-Opposition in Erscheinung, machten Umweltaktivisten von *Greenpeace* von sich reden und gelang *Amnesty International* der Durchbruch in die Weltöffentlichkeit.

Jugendliche Opposition und jugendliches Dissidententum in globalem Ausmaß war eine historische Novität. Weltweite Solidarität mit den Unterdrückten, Entrechteten und Benachteiligten war das Motto, das in erster Linie von Jugendlichen ausging oder bei ihnen ein begeistertes Echo fand. Die jugendliche Generation war es, in der die Idee der Menschengemeinschaft in der globalen Welt geboren und praktiziert wurde – ohne grundsätzlichen Machtanspruch und ohne versteckte Hintergedanken.

Unter diesen Eindrücken ist Meads Sicht auf die präfigurative Kultur entstanden. Deshalb konnte sie hoffen, dass in der präfigurativen Kultur die Welt eine Gemeinschaft ist, in

der tragend ist »der Gedanke, dass alle Menschen im gleichen Sinne Menschen sind« und in der wegleitend ist »die Frage, was denn nun allen Menschen gemeinsam sei« (102).

Es wäre freilich ein Missverständnis zu glauben, Margaret Mead wäre mit ihren Thesen der Parole »Kinder an die Macht!« gefolgt. Wenn sie vom Kind als dem Symbol der neuen Kultur spricht, dann meint sie nicht, dass Kinder in gesellschaftliche Funktionen eingebunden werden und sie das bestimmende Sagen erhalten sollten. Kinder brauchen nach wie vor die liebende und schützende Fürsorge durch die Erwachsenen. Denn »ohne den Beistand der Erwachsenen wird das Kind nach wenigen Stunden sterben. Ohne den Beistand der Erwachsenen wird es nie sprechen lernen. Ohne die Erfahrung des Vertrauens wird es nie ein vertrauensvolles Mitglied der Gesellschaft werden, das fähig ist, zu lieben und für andere zu sorgen« (123).

»Wir müssen, darauf läuft es hinaus, für uns selbst in Erfahrung bringen, wie sich das Erwachsenenverhalten so ändern lässt, dass wir postfigurative Erziehung mit ihren geduldeten kofigurativen Elementen aufgeben und neue präfigurative Lehr- und Lernmethoden entwickeln können, die die Zukunft offen halten. Wir müssen neue Vorbilder für Erwachsene schaffen, die fähig sind, ihre Kinder nicht das Was, sondern das Wie des Lernens, nicht eine Bindung an etwas Bestimmtes, sondern den Wert einer Bindung zu lehren. ... Wir müssen nunmehr offene Systeme schaffen, die sich auf die Zukunft konzentrieren – und damit auf die Kinder, auf diejenigen, über deren Fähigkeiten wir noch am wenigsten unterrichtet sind und deren Entscheidungsfreiheit nicht vorgegriffen werden darf« (126).

In der kofigurativen Kultur bekommt das *Individuelle* des Menschen einen neuen Stellenwert: Es leitet sich nicht mehr von Vergangenen ab, auch nicht mehr vom Hineinpassen in die gegenwärtige Gesellschaft, das Individuelle wird wie zum Kristallisationskern für das Zukünftige. Aus der Individualität des Menschen werden die Kräfte kommen, die der Gemeinschaft zufließen müssen.

Was bleibt?

Inhaltlich ist dem Buch nichts Wesentliches beizufügen. Da es aber 1970 geschrieben wurde und seither ein Dritteljahrhundert verstrichen ist, stellt sich die Frage, wie es sich in unsere Gegenwart einfügt. Ich versuche in einigen Punkten meine Einschätzung dazu zu formulieren:

- Mir scheinen die von Margaret Mead entwickelten Begriffe zur Charakterisierung der Kulturentwicklung mehr als nur historisch interessant. Sie bieten ein Instrument, um sich in der gegenwärtigen Situation, in der wir uns befinden, zu orientieren. Insbesondere sind sie geeignet, das wirklich Neue in der Entwicklung vom nur angeblich Modernen zu unterscheiden. Entscheidend ist dabei die Frage, wie weit eine Neuerscheinung nur dem verbesserten Zugriff auf Bisheriges dient, oder ob auch Unbekanntes, Unbestimmtes und Nichtkalkulierbares zugelassen wird. Daran lässt sich ermesen, ob etwas Neues auch zukunfts offen ist.
- Das beschleunigte Tempo, unter dem die meisten Menschen heute leiden, das Für-nichts-mehr-genügend-Zeit-zu-haben und das Gestresstsein als weit verbreitetes Le-

bensgrundleiden scheint mir den Zustand der Gegenwart treffend zu erfassen. Wenn man davon ausgeht, dass »Zeit« grundsätzlich immer auch »Leben« bedeutet, dann muss man den Einbruch in die gegenwärtige kofigurative Zivilisation als einen *Einbruch in die Vitalität* verstehen. Das sich epidemisch ausbreitende Burnout, die markant zunehmenden psychosomatischen Beschwerden und Immunitäts- oder Abwehrschwächen (Allergien usw.) in der Bevölkerung sind nur beispielhafte Fakten, die auf einen massiven Einbruch in die Vitalität hindeuten.

- Es ist unverkennbar, dass die gegenwärtige kofigurativ geprägte Kultur an ihre Existenzgrenzen gekommen ist, sich die schwer lösbaren Probleme häufen und als Altlasten entpuppen. Ebenso unverkennbar ist, dass die jetzt herrschende Generation von Erwachsenen ihr Machtinstrumentarium ungerne aus der Hand gibt und das Terrain nicht freiwillig räumt. Davon spricht nicht nur die große Politik und Wirtschaft, auch im Kleinen sind die Anstrengungen unübersehbar, die eine Effizienzsteigerung bewirken sollen: durch wirksameres Management, durch straffere und griffigere Führungsinstrumente, durch effizientere Steuerung mit verbessertem Controlling und Reporting, durch Gewinnung von besseren Messgrößen und Kennzahlen zwecks ökonomischerer Kosten- und Leistungsrechnung und durch den Einsatz neuer technischer und wissenschaftlicher Mittel aller Art. Neuorganisation und Strukturreform sind die Lösung. Basisinitiativen und Selbstverwaltung sind *out*, eine eiserne Armierung der Organisationen dagegen *in*. An die Stelle von Alternativszenen ist die Koalition der Struktur reformer getreten, die Welt ist wieder im Griff. Die existenziellen Fragen aber, die die Jugend von damals hatte, sind weitgehend unbeantwortet geblieben. Die Probleme, die die Jugend damals bewegten, haben sich weiter verschärft.
- Im Schul- und Bildungswesen ist die Situation nicht grundsätzlich anders. Auch hier ist zu beobachten, wie Strukturen nur kofigurativ verbessert werden, eine echte Erneuerung aber kaum wirklich stattfindet. Die Schlussfolgerungen, die aus der PISA-Studie gezogen werden, veranschaulichen das Bemühen, das bisherige Schulwesen nur leistungsfähiger und effizienter zu machen. Eine grundsätzliche Horizonsweiterung in der Pädagogik ist dagegen nicht in Sicht. Die staatlich verwalteten Schulen sind an ihre Leistungsgrenzen gelangt, denn die Strukturreformen hinken den tatsächlichen Aufgaben meist um Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hinterher. Mit dem ständigen Aktivismus im organisatorischen Bereich werden die Beteiligten, in vorderster Front die Lehrerinnen und Lehrer, ausgelaugt und ermüdet, ohne dass ihnen die Freiheit geschenkt würde, im Sinne der präfigurativen Kultur gestaltend aktiv zu werden und in ihrem Berufsleben umfassend Neuland zu erforschen. Dabei bleiben sie in einer ungesunden Lohnabhängigkeit, und das ihnen Zugestandene hat immer noch den Charakter des Müssens, bestenfalls des Dürfens. Ihnen – dem »Personal« – wird Verpflichtung vor dem Gesetzgeber, nicht aber echte Verantwortung für die Kinder übertragen. Diese wird immer noch von den Bildungsmachern beansprucht.
- Der deutlichste und auffallendste Wandel in Richtung präfigurativer Kultur der Schule hat im Bereich der Methodik und Didaktik stattgefunden: Die Lehr- und Lernmethoden erfuhren in den letzten Jahren eine starke Öffnung, die (postfigurative) Wissens- und Stoffpaukereie hat an Gewicht verloren und hat vermehrt einem Gewusst-wie Platz



Margaret Mead auf einer ihrer anthropologischen Forschungsreisen

- gemacht.
- Dieser an sich erfreuliche pädagogische Entwicklungsschritt scheint mir gegenwärtig von zwei Richtungen her in Gefahr: Erstens durch den Einsatz der Bildschirmmedien, die eine mutierte Variante von Frontalunterricht mit vorgefertigten Inhalten darstellen, aber zwecks wirkungsvollerer Aneignung »individualisiert«, d.h. in Einzelabfertigung und »zielorientiert« dargereicht werden. Zweitens durch die ungebremsste Einwirkung des gesellschaftlichen Umfelds auf die Schule, die die Lehrkräfte ausbeutet und ihnen die Kraft und Zeit raubt, sich hingebungsvoll und zukunfts offen auf die Arbeit mit den Kindern einzulassen.

Die für mich wichtigste und zentrale Konsequenz des Buches von Margaret Mead ist die Aufforderung, im Sinne einer präfigurativen Kultur aktiv zu werden, den Kindheitskräften Raum und Nahrung zu

geben und sie nicht mehr länger in das Bisherige einzuzwängen. Dazu müssen wir die alten ideologischen Scheuklappen ablegen, die Machtansprüche zurückstellen und offen werden für das, was aus der Initiative jedes einzelnen Menschen der Gemeinschaft zufließen kann. Einer konsequent am Menschen und seiner Entwicklungsfähigkeit orientierten Pädagogik kommt hierbei eine Schlüsselrolle zu. Sie ist meines Erachtens *die* Herausforderung für das 21. Jahrhundert. Die Erziehungskunst Rudolf Steiners ist beseelt von dieser Aufgabe. Sie gibt uns mit der Menschenkunde Mittel in die Hand, die Gestaltung einer präfigurativen Kultur im Sinne Meads zukunfts offen anzugehen und Wirklichkeit werden zu lassen.

Zum Autor: Thomas Marti, geb. 1949 in Bern. Studium der Biologie, Chemie, Philosophie und Pädagogik an der Universität Bern. Von 1979-89 Oberstufenlehrer an der Rudolf-Steiner-Schule Ittigen/Bern. Seither freischaffender Biologe, Kursleiter und Redaktor der *Schulpraxis*, der pädagogischen Zeitschrift der Staatsschulen im Kanton Bern. Seit 1990 Gastdozent an der Freien Hochschule für anthroposophische Pädagogik Mannheim. – Mehrere Buchveröffentlichungen und zahlreiche Zeitschriftenartikel zu biologischen, menschenkundlichen und pädagogischen Themen.